Repräsentationen sozialer Ordnungen im Wandel

Sonderforschungsbereich 640

Adolf Muschg, Sebastian Pflugbeil, Stefan Reinecke, Philipp Baur, Nadin Heé, Daniel Hedinger, Matthias Braun

Atom global

Kulturen und Krisen im Vergleich

Working Papers des Sonderforschungsbereiches 640, Nr. 2/2012

Working Papers des Sonderforschungsbereiches 640, Nr. 2/2012

Schriftenreihe des Sonderforschungsbereiches 640: „Repräsentationen sozialer Ordnungen im Wandel“ in Zusammenarbeit mit dem Dokumenten- und Publikationsserver (edoc) der Humboldt-Universität zu Berlin.

ISSN: 2190-314X

Redaktion: Matthias Braun, Vincent Houben, Stefan Kirmse, Reet Tamme

V.i.S.d.P.: Vincent Houben

Adolf Muschg, Sebastian Pflugbeil, Stefan Reinecke, Philipp Baur, Nadin Heé, Daniel Hedinger, Matthias Braun

Atom global: Kulturen und Krisen im Vergleich

Zitationsempfehlung:
Adolf Muschg, Sebastian Pflugbeil, Stefan Reinecke, Philipp Baur, Nadin Heé, Daniel Hedinger, Matthias Braun, Atom global: Kulturen und Krisen im Vergleich, in: *Working Papers des Sonderforschungsbereiches 640* 2/2012, http://edoc.hu-berlin.de/series/sfb-640-papers/2012-2/PDF/2.pdf

Humboldt-Universität zu Berlin

Sonderforschungsbereich 640

Mohrenstraße 40-41

D-10117 Berlin

Web: www.sfb-repraesentationen.de

Wissenschaftliche Koordination:

Matthias Braun

Fon: 030.2093.4864

Mail: matthias.braun@staff.hu-berlin.de

Die Meinungen, die in den Working Papers des Sonderforschungsbereiches 640 geäußert werden, geben ausschließlich die Auffassungen der Autoren wieder. Abdruck und sonstige publizistische Nutzung, die über die in Forschung und Lehre üblichen Zitate hinausgehen, sind nur mit vorheriger Zustimmung der Redaktion sowie mit Angabe des Verfassers und der Quelle gestattet.

© 2012 Sonderforschungsbereich 640: „Repräsentationen sozialer Ordnungen im Wandel“

Abstract

Global Atoms: Cultures and Crises in Comparison

The workshop »Global Atoms«, held at the Collaborative Research Centre »Representations« at Humboldt University in Berlin in November 2011, intended to open threads into a global history of the »nuclear age«. The participants discussed the history of the civil and military use of nuclear technologies and mapped out social and political developments after the Second World War. They presented a wide range of case studies from Europe, Eastern Europe, and East Asia.

During the discussion, participants sought to investigate cultural differences and similarities in dealing with the risks of nuclear technologies. They discussed possible perspectives of a global historiography of the »nuclear age«. The first panel, »Cultures«, focused on how nuclear technologies changed the everyday life of people. The second panel, »Crises«, revolved around the question of how different societies reacted to nuclear disaster.

After the workshop, the Swiss writer Adolf Muschg and the German human rights campaigner Sebastian Pflugbeil met for a panel discussion in the premises of the Berlin-based newspaper »Die Tageszeitung«. Muschg and Pflugbeil expressed their pessimism regarding the ability of mankind to draw lessons from nuclear catastrophes like Chernobyl or Fukushima.

The workshop and the panel discussion were organized by Nadin Heé, Daniel Hedinger, and Matthias Braun.

Authors and Organizers

Philipp Baur is a PhD student at the University of Augsburg. He is currently working on a project titled »Pop-Cultural Debates about the Nuclear Threat of the 1980s«.

Nadin Heé is post-doctoral researcher at the Friedrich Meinecke Institute of Free University in Berlin. She is currently working on the history of East Asia in global perspective.

Daniel Hedinger is post-doctoral fellow at Freiburg Institute for Advanced Studies. He is currently writing his second book, a global history of the Second World War.

Adolf Muschg is a Swiss writer and professor of literature. He has been awarded numerous literary prices.

Sebastian Pflugbeil is a German physicist and president of the nongovernmental organization »Gesellschaft für Strahlenschutz e.V.« in Berlin.

Stefan Reinecke is a senior political journalist working with the Berlin-based daily »Die Tageszeitung«.

Matthias Braun is scientific officer and general manager at the Collaborative Research Centre »Representations« at Humboldt University in Berlin. He is currently working on a PhD thesis on the history of science and medicine in the inter-war Soviet Union.

Atom global: Kulturen und Krisen im Vergleich

Tagungsbericht

Mit Verwunderung blickten die deutschen Medien im März 2011 auf den Umgang der japanischen Bevölkerung mit der Reaktorkatastrophe von Fukushima. Im Kontrast zur Apokalypse- und Weltuntergangsmetaphorik westlicher Schlagzeilen schien Japan ohne Panik und diszipliniert auf den Super-GAU zu reagieren. Auf die Frage, ob dieser Eindruck richtig sei, erwiderte der japanische Philosoph Kenichi Mishima in einem Interview mit der Frankfurter Rundschau: »Waren die meisten Bürger, die in Sachsen vor ein paar Jahren vom Hochwasser getroffen wurden, nicht ebenso diszipliniert und gegenseitig hilfsbereit? Damals sprachen in Japan einige Besserwisser mit Bewunderung von teutonischer Begabung für Organisation und germanischem Durchhaltevermögen. Ich hielt so etwas für töricht.«[1]

Die Unterschiede in der Wahrnehmung der Reaktorkatastrophe von Fukushima nahm der Workshop »Atom global: Kulturen und Krisen im Vergleich« des Sonderforschungsbereiches »Repräsentationen sozialer Ordnungen im Wandel« an der Humboldt-Universität zu Berlin[2] am 25.11.2011 zum Anlass, nach kulturellen Differenzen und Parallelen im Umgang mit den Risiken der Atomkraft zu fragen. Anders gesagt: Es ging darum, Perspektiven einer globalen Geschichtsschreibung des nuklearen Zeitalters zu diskutieren. Die drei Veranstalter – MATTHIAS BRAUN (Berlin), DANIEL HEDINGER (Freiburg) und NADIN HEÉ (Berlin) – betonten in der Einführung, dass das Globale der Geschichte der Atomkraft sowohl auf der Ebene ihrer Entdeckung und Ausbreitung als auch des Widerstandes gegen sie von Beginn an inhärent gewesen sei: Die Vorstellung von »One world or none«, die eine Gruppe sehr einflussreicher Wissenschaftler, die allesamt an der Entdeckung der Atomkraft beteiligt gewesen waren, angesichts der atomaren Bedrohung 1946 entwickelten, zeuge davon.

Das erste Panel »Kulturen: Leben mit der Atomkraft« ging der Frage nach, welche zivilgesellschaftlichen Folgen die Atomkraft in nationalen Kontexten hatte. ELISABETH RÖHRLICH (Wien) stellte die Internationale Atom-Energie Agentur als globalen Akteur vor. Gegründet 1957, als die Atomenergie eng mit der Hoffnung auf ein Zeitalter des Fortschritts und des Friedens verknüpft war, entwickelte sich die IAEA in den Folgejahrzehnten zu einer Organisation, die eine klare Trennung zwischen friedlicher und militärischer Nutzung propagierte. Im Zuge der Atomwaffensperrverträge (1968/70) trat sie etwa für strenge Kontrollsysteme ein, um die Verbreitung von Nuklearwaffen einzudämmen, sprach sich aber gleichzeitig für ein grundsätzliches Recht auf die

1 http://www.fr-online.de/debatte/-verfuehren-sie-mich-bitte-nicht-zum-nationalismus--,1473340,8248880.html
2 http://www.sfb-repraesentationen.de

zivile Nutzung von Atomkraft aus. Röhrlich argumentierte, dass sich am globalen Programm der IAEA die konstante Auseinandersetzung mit den Widersprüchlichkeiten der Nutzung von Atomenergie ablesen lasse und so eine globale Verflechtungsgeschichte des nuklearen Zeitalters sichtbar werde.

STEFAN GUTH (Bern) stellte in seinem Vortrag »Vergangene Zukunft?« vier Phasen der Auseinandersetzung mit Atomenergie in (post-)sowjetischen Gesellschaften vor. Ausgehend von der Aufbaurhetorik eines »atomgetriebenen Kommunismus« in den 1950er Jahren skizzierte er am Beispiel der Neugründung der Atomstadt Schewtschenko in der kasachischen Wüste die Charakterisierung von Atomkraft als Leben spendende Technologie und Mittel sowjetischer Selbstinszenierung als friedliche, zukunftsgerichtete Nation. Dem folgte nach 1989 eine Phase, in der Atomenergie und Uranbergbau als zunehmend lebensbedrohlich empfunden wurden, was 1999 zur Stilllegung des Reaktors von Schewtschenko führte. Seit einigen Jahren zeichnet sich jedoch eine Renaissance der Atomenergie ab, mit Hilfe derer die Stadt – nun unter dem neuen Namen Aktau – an die Zukunftsperspektiven vergangener Tage anknüpfen möchte.

Der dritte Vortrag von SIBYLLE MARTI (Zürich) analysierte die Ursachen und Themen von Strahlenangst in der Schweiz und hob die geschichtsmächtige wie geschichtsträchtige Bedeutung von Emotionen hervor. Sie argumentierte, dass Angst als politisches Kommunikationsmittel verstanden werden müsse. Aufschlussreich sei nicht, ob die Strahlenangst realistisch war oder tatsächlich gefühlt wurde, sondern ihre Eigenschaft als zunächst bedeutungsleerer Signifikant, der je nach nationalem Kontext erst mit Bedeutung gefüllt wurde. Im Fall der Schweiz rekurrierte die Friedens- und Protestbewegungen weniger auf den Zweiten Weltkrieg als Bezugspunkt denn auf tradierte Schweizer Selbstbilder als agrarisch geprägter, selbstversorgender Kleinstaat mit einer langen Tradition humanitären Engagements.

TIM WARNEKE (Heidelberg) hob die gesellschaftskritische Dimension der deutschen Friedensbewegung der 1980er-Jahre hervor und präsentierte eine Typologie ihrer Mentalitäten. Ausgehend von Günther Anders' strukturanalytischen Überlegungen, die für die Gesellschaft Rationalitäts-Defizite diagnostizierten, charakterisierte Warneke die Friedensbewegung als eine Zukunftsbewegung mit prophetischem Selbstverständnis, die die Zukunft der Menschheit von ihrem Ende her dachte. Darüber hinaus identifizierte er ideologiekritische, nationalistische bzw. antiamerikanistische und psychoanalytische wie metaphysische Tendenzen ihrer Gesellschaftsanalyse. Letzten Endes sei die deutsche Friedensbewegung bei allen Anzeichen für Gemeinsamkeiten mit anderen europäischen Ländern ein neo-romantischer Sonderfall gewesen.

In seinem Kommentar lenkte HARTMUT KAELBLE (Berlin) den Blick auf die Periodisierung des nuklearen Zeitalters und fragte nach den Zäsuren und Umbrüchen. Gleichzeitig regte er an, in der Diskussion der jeweiligen nationalen Fälle die Bedeutung transnationaler Verflechtungen genauer zu untersuchen. Als vorläufiges Fazit der Diskussion konnte festgehalten werden, dass trotz globaler Berührungspunkte der nationale Kontext für den jeweiligen Umgang mit der Atomkraft sowohl inhaltlich als auch mit Blick auf die Epochenbildungen prägend ist. Gleichzeitig lassen sich transnationale Perspektiven einer »Schicksalsgemeinschaft« jenseits nationalstaatlicher Grenzen erkennen, die sich insbesondere an Krisen und Katastrophen festmachen lassen.

Das zweite Panel »Krisen: Der gesellschaftliche Umgang mit der Katastrophe« wandte sich den

Krisen und ihrer Perzeption zu. SUSANNE SCHREGEL (Weimar) stellte nuklearfreie Zonen als transnationale Protestform vor. Ausgehend von Manchester entwickelten sich Anfang der 1980er-Jahre Initiativen, die Gebäude, Städte oder ganze Regionen für atomwaffenfrei erklärten. Auch wenn dies völkerrechtlich ohne Konsequenzen war, stellte diese Protestform eine kulturelle Praktik dar, die global zur Anwendung kam. Raum wurde so zum Faktor sozialer Auseinandersetzung, in dem das Verhältnis von lokaler und globaler Bedrohung durch Atomkraft verhandelt wurde. Schregel argumentierte, dass die Proklamation nuklearfreier Zonen nicht nur globale Verbreitung fand, sondern Globalität illustrierte und aktiv gestaltete.

KARENA KALMBACH (Florenz) analysierte den Umgang Frankreichs mit Tschernobyl und zeigte, wie sich die Erinnerung an den Unfall zu einer Debatte zwischen staatlich autorisierten Experten und zivilgesellschaftlichen Gegen-Experten entwickelte. Neben der eigentlichen Frage, inwieweit Frankreich 1986 von radioaktivem Fall Out betroffen war, rückte zunehmend die Verantwortung einer Elitenkultur (Nukleokraten) in den Vordergrund, die der vorsätzlichen Täuschung verdächtigt wurde, um von der engen Verknüpfung militärischer und ziviler Nutzung von Atomkraft abzulenken und Schaden vom nationalen Mythos der Atommacht Frankreich abzuwenden. Tschernobyl wurden so zum Argument, um in den medialen Debatten zum zehnten und zwanzigsten Jahrestag und im Ringen um die Diskursmacht einen Gegen-Narrativ gegen die Eliten des Landes zu etablieren.

Auch in Osteuropa wurde Tschernobyl zum Katalysator gesellschaftlicher Debatten und Reformbewegungen. MELANIE ARNDT (Potsdam) stellte die unterschiedliche Entwicklung von Umweltbewegungen in Litauen und Weißrussland einander gegenüber. In beiden Ländern folgte auf die unmittelbare Empörung über die Katastrophe eine Ernüchterungsphase Anfang der 1990er-Jahre. Auf diese folgte ein erneutes Erstarken der Umweltbewegung, das wiederum in eine Phase der Ernüchterung mündete. Während in Litauen der Ausbau von Atomkraftwerken erfolgreich verhindert werden konnte, löste Tschernobyl in Weißrussland keine gesamtgesellschaftliche Umweltbewegung aus. Anders als im Westen mobilisierte Tschernobyl nicht zum Protest gegen eine Überflussgesellschaft, sondern richtete sich gegen die herrschenden Strukturen der Sowjetunion und forderte eine Demokratisierung der Gesellschaft ein.

Mit Blick auf Japan präsentierte STEFFI RICHTER (Leipzig) erste Forschungsergebnisse, die darauf hindeuten, dass Fukushima auch in der japanischen Gesellschaft nachhaltige Wandlungsprozesse anstoßen könnte. Die Katastrophe habe den Mythos der japanischen Kernfamilie, der in der Nachkriegszeit maßgeblich auf dem technologischen Fortschritt und einem staatstragenden Konsens zwischen Familie und Wirtschaft aufbaute, in Frage gestellt. Die Katastrophe habe des Weiteren eine Debatte über eine vom Atomstaat getragene Kluft-Gesellschaft angeregt, in der das Schicksal von »Wegwerfarbeitern« und »Atom-Nomaden« neu diskutiert wird.

In seinem Kommentar fragte JOCHEN ROOSE (Berlin) nach dem Konstrukt-Charakter von Gesellschaftsanalysen und schlug das Konzept des Framings als Untersuchungsinstrument vor, um unterschiedliche nationale Kontexte vergleichbar zu machen. Die abschließende Diskussion setzte sich mit der Frage nach dem Verhältnis von Globalität und Lokalität auseinander. Mehr noch als das erste führte das zweite Panel vor Augen, dass nationale Spezifika im Umgang mit Atomkraft ebenso prägend sind wie transnationale Verflechtungen. Gleichzeitig wurde deutlich, dass

das Zusammenspiel zwischen globalen und lokalen Aspekten interessante Forschungsperspektiven aufwirft und näher untersucht werden muss.

Der Workshop wurde abgeschlossen mit einem Gespräch zwischen dem Schweizer Schriftsteller ADOLF MUSCHG und dem deutschen Physiker und Bürgerrechtler SEBASTIAN PFLUGBEIL (Moderation: STEFAN REINECKE, Berlin). Gefragt nach den Reaktionen Japans auf die Katastrophe von Fukushima wiesen beide auf die pragmatische Solidarität in der japanischen Gesellschaft und den Willen hin, nicht unmittelbar nach Schuldigen zu suchen, sondern mit der Regierung zusammenzuarbeiten.

Mehr als zwei Jahrzehnte nach dem Ende des Kalten Krieges ist das nukleare Zeitalter alles andere als vorüber. Es bleibt abzuwarten, welche globalen Konsequenzen die Katastrophe von Fukushima haben wird. Die im Workshop vorgestellten Fallstudien illustrieren die Vielfalt der Problemstellungen und den Stellenwert des jeweiligen nationalen Kontextes.

Transnationale Perspektiven scheinen in den Fragen nach Vertrauen und Misstrauen bezüglich der Atomkraft, nach Umgängen mit Atomkatastrophen sowie nach Protesten gegen Atomkraft auf. Ob dies Ansatzpunkte für eine wahrhaft globale Verflechtungsgeschichte sind, konnte nicht abschließend geklärt werden. Aber die Vorträge warfen spannende Perspektiven für neue Forschungen auf.

Philipp Baur

Von Tschernobyl nach Fukushima: Können wir aus Katastrophen lernen?

Gespräch zwischen Adolph Muschg, Sebastian Pflugbeil und Stefan Reinecke

Der Schweizer Schriftsteller Adolf Muschg und der deutsche Physiker Sebastian Pflugbeil trafen sich am 25.11.2011 im »tazcafé« der Berliner Tageszeitung »taz« zu einer Podiumsdiskussion, die von dem Journalisten Stefan Reinecke moderiert wurde.

Stefan Reinecke: Herr Muschg, die Atomkraft ist gedeutet worden nicht bloß als eine reale Gefahr, sondern als Schändung der Natur, als Symbol für die Hybris der technischen Zivilisation. Ist das noch eine aktuelle Lesart?

Adolf Muschg: Welche Grenzen der Natur wir akzeptieren, das ist eine hochaktuelle Frage. Denken Sie an die Pränatale Diagnostik. Auch da fragt sich, ob wir etwas schaffen, von dem kommende Generationen sagen werden: Waren die denn blind? Haben die gar nichts verstanden? Wenn diese Technik perfektioniert wird, hätte dann jemand wie Toulouse Lautrec, der kleinwüchsig war, künftig eine Chance geboren zu werden?

Als Schriftsteller muss ich Grenzen überschreiten, und auch die Wissenschaft treibt es voran, wenn sie Grenzen überschreitet. Der Mensch an sich ist als Wesen eines, das die Grenze des Tieres hinter sich gelassen hat. Wo aber verläuft die Grenze des Verantwortbaren, wenn es um die Existenz der eigenen Gattung geht? Es ist durchaus möglich, dass wir im Begriff sind, uns selbst zu kassieren.

Reinecke: Ihre These lautet, dass wir Techniken geschaffen haben, die uns als unbeherrschbar gegenübertreten?

Muschg: Auch bei der Abkopplung der Finanzindustrie von der Realwirtschaft zeigt sich ein ähnliches Bild. Es sind ja Computer, die den globalen Finanzkapitalismus takten. Der Kleinunternehmer in einem Vorort von Braunschweig versteht nicht, warum sein Geld sich auf einmal in Nichts auflöst.

Reinecke: Die interessante Frage lautet: Kann man auf die Gefahren solcher Techniken antworten, oder nicht? Robert Jungk hat die These entwickelt, dass die Sicherheitsanforderungen der Atomtechnik die Demokratie zerstören. Das scheint doch ein übertriebener Pessimismus gewesen zu sein. Deutschlands Atomausstieg zeigt, dass Veränderungen möglich sind.

Sebastian Pflugbeil: Ich glaube nicht, dass in Deutschland allein Fukushima der Auslöser für den

Kurswechsel der Kanzlerin war. Es war wohl eher die Erinnerung an Tschernobyl, die plötzlich wieder da war.

Reinecke: Herr Pflugbeil, Sie waren im Spätherbst in Japan. Geht die japanische Gesellschaft offen mit der Katastrophe um? Oder herrscht Verdrängung?

Pflugbeil: Ich traue mir nicht zu, das wirklich abschließend zu beurteilen. Es ist für Fremde schwierig, japanische Reaktionen richtig zu verstehen. Es gibt aber seit Generationen in Japan den sozialen Druck, angepasst zu sein. Die Bevölkerung glaubt der Regierung, Wissenschaftler tanzen nicht aus der Reihe. Solche Haltungen ändern sich nicht kurzfristig durch eine Katastrophe. Darüber hinaus haben die Japaner die Katastrophe von Tschernobyl längst nicht so deutlich wahrgenommen wie die Deutschen. In Japan fehlen 25 Jahre Auseinandersetzungen mit den Folgen einer atomaren Katastrophe. Aber das beginnt jetzt. Heute gibt es auch in Japan Eltern, die überlegen müssen, ob sie ihren Kinder Milch zu trinken geben.

Reinecke: Wird die Bevölkerung ausreichend informiert?

Pflugbeil: Nein. Wir in der DDR hatten nach Tschernobyl immerhin das West-Fernsehen als Informationsquelle, die Messgeräte wurden damals ja weggeschlossen. In Japan gibt es nun Reaktionen, die für uns kaum vorstellbar sind. So haben wir auf einem Bahnhof einen bunten Informationstand mit vielen Prospekten der Präfektur Fukushima gesehen. Dort wurde dafür geworben, Lebensmittel aus Fukushima zu kaufen. Ein zweites Beispiel: Die Regierung hat die Präfekturen aufgefordert, kontaminierten Bauschutt aus Fukushima zu übernehmen und zu verbrennen. Das müssen Sie sich vorstellen: Das verstrahlte Material wird über das ganze Land verteilt. Ein solches Vorgehen ist perfide, wird aber als innerjapanische Solidarität verkauft. Es wird zu Gesundheitsschäden führen, falls niemand einen Stock in die Speichen wirft.

Andererseits sind viele Frauen mit Kindern aus Fukushima in den Süden geflohen, die Männer sind daheim geblieben. Sie arbeiten und verdienen Geld. Diesen Frauen wird von Privatpersonen viel und nun schon über Monate geholfen. Es gibt also wirklich einen starken solidarischen Zusammenhalt.

Reinecke: Japan ist stark von Naturkatastrophen geprägt. Man sagt, dass die japanische Gesellschaft auf Fukushima reagiert wie auf eine Naturkatastrophe: diszipliniert, sich in das Unabänderliche fügend. Stimmt das?

Muschg: Ja, die Reaktionen auf Fukushima waren ähnlich wie jene auf den Tsunami. Die gesamte Gesellschaft muss darauf solidarisch reagieren, jeder Einzelne muss verantwortlich handeln. Und: Niemand darf schuld sein, schon gar nicht die Regierung, der gegenüber die Japaner weitaus toleranter sind als wir in Deutschland.

Man sucht in Japan ungern Schuldige. Das ist anders als in Europa. Wir sehen hier das Gegenteil des Ödipus-Prinzips, das nach Schuld und Tragödie fragt. Es gibt in Japan, etwa in Bezug auf die Verbrechen des Zweiten Weltkrieges, eine für uns unverständliche Toleranz auch dem Unerträglichen gegenüber.

Zudem sind nach Katastrophen immer soziale Kompetenzen gefragt. Fukushima hat vielen Japanern die Chance eröffnet, zu tun was sie am besten können: aus wenig viel machen. Die meisten Atomkraftwerke sind derzeit nicht am Netz. Japan spart diszipliniert Strom. Tokio ist manchmal

fast dunkel. Das verweist auf japanische Tugenden im Umgang mit Unglücksfällen. Die Katastrophe von Fukushima zu verarbeiten, das wird allerdings noch lange dauern.

Reinecke: Die japanische Regierung hält bislang an der Atomkraft fest. Warum?

Muschg: Wir erleben hier eine merkwürdige Doppelstrategie. Die Regierung bekennt sich weiterhin zur Atomkraft. Gleichzeitig aber lässt sie die Atommeiler stillstehen. Das ist vielleicht eine japanische Art und Weise, mit der Katastrophe umzugehen. Es werden Antworten nicht konfrontativ und direkt gesucht, sondern hinten herum, indirekt. Ich vermute, dass die meisten Atomkraftwerke nicht mehr ans Netz gehen werden, ohne dass die Regierung ein solches Handeln als Atomausstieg deklarieren wird.

Reinecke: Lassen Sie uns darüber sprechen, wie man aus Katastrophen lernen kann. Dazu gehört doch, ganz gleich ob in einer westlichen Schuld- oder östlichen Schamkultur, anzuerkennen, was passiert ist. Ich sehe nicht, dass dies passiert, wenn man die Katastrophe leugnet und Obst aus Fukushima bewirbt. Warum ist es so schwer, die Wirklichkeit anzuerkennen?

Pflugbeil: Die Verdrängung der Gefahren gehörte von Beginn an zur Atomenergie. Man darf nicht unterschätzen, dass Desinformation und Verhüllung aktiv betrieben werden. Die Strategie der Atomkraftlobby läuft darauf hinaus, die Bevölkerung im Unklaren zu lassen. Das sehen wir schon bei dem früheren Präsidenten der Vereinigten Staaten Dwight Eisenhower. Eisenhower hat laut Tagebuch eines Mitarbeiters bei einer Arbeitsbesprechung gesagt: Haltet die Bevölkerung im Unklaren über die Kernspaltung. Er wusste genau, dass Schluss wäre mit Atomwaffen und Atomkraftwerken, wenn die Bevölkerung realisiert, welche Gefahren da lauern.

Das Schweigegebot durchzieht die gesamte Geschichte der Atomkraft. In Tschernobyl haben sich der sowjetische Geheimdienst und das Gesundheitsministerium entsprechend verhalten. Nach Fukushima war es nicht anders. Es hat Wochen gedauert, bis eingeräumt wurde, dass sich ein Super-GAU ereignet hat.

Einen Gau, einen Größten Anzunehmenden Unfall, können die Sicherheitssysteme eines Atomkraftwerks aushalten, ohne dass Dreck über den Zaun fliegt. Super-GAU heißt: Die Technik versagt, es treten unkontrolliert erhebliche Mengen Radioaktivität aus. In Fukushima war nach zwei Tagen klar, dass man es mit einem Super-GAU zu tun hatte. Die öffentlichen Stellen aber gingen auf Tauchstation. Unter Journalisten herrschte eine erschreckende Unkenntnis.

Und noch eine Bemerkung: Aus japanischen Unterlagen geht hervor, dass der Super-GAU durch das Erdbeben und nicht durch den Tsunami ausgelöst wurde. Das wird geleugnet. Warum? Wenn es stimmt, müsste man global alle Atomkraftwerke dicht machen. Denn Erdbeben kann es fast überall geben.

Reinecke: Neben einer offenen Informationspolitik ist der Umgang mit den Opfern ein zweites Zeichen für einen Lernprozess. Herr Pflugbeil, Sie haben sich intensiv mit Tschernobyl befasst. Wie fällt Ihr Vergleich des Umgangs mit den Opfern von 1986 und von 2011 aus?

Pflugbeil: Ich möchte eher von einem Nicht-Umgang mit den Opfern reden. Wenn man mit den Opfern anständig umgehen würde, wäre der Einsatz von Atomkraft so teuer, dass man die Finger davon lassen müsste. Das fängt an beim Uranbergbau. In Deutschland gab es in Thüringen und Sachsen das drittgrößte Uranabbaugebiet der Welt. Es gibt dort eine Häufung von Krebserkran-

kungen. Die Opfer werden von den bundesdeutschen Behörden heute genauso ignorant behandelt wie früher von den entsprechenden DDR-Behörden.

Das gilt ebenso für die Menschen, die in Atomkraftwerken arbeiten; erst recht für Arbeiter, die nach Katastrophen eingesetzt werden. Es ist bei weitem kein Zufall, dass man alles versichern kann – nur Kernkraftwerke nicht. Keine Versicherung will das riskieren. Deshalb müssen die Schäden von Atomkatastrophen von den betroffenen Bürgern ausgebadet werden. In Fukushima bekommen die Betroffenen etwas Geld, aber faktisch ist ihre Existenz vernichtet. Wenn solche Schäden fair reguliert werden müssten, wäre die Atomenergie viel zu teuer. Die Missachtung der Opfer, die es nach 1986 in Tschernobyl gab, und die es nun in Japan wieder gibt, ist eine Voraussetzung für die Nutzung der Kernenergie.

Reinecke: Herr Muschg, warum ist es so schwer, die atomare Gefahr realistisch zu sehen?

Muschg: Ich glaube, dass wir seltsame Abwehrmechanismen entwickelt haben. Sehen Sie, ich bin Pfeifenraucher, und ich bin als solcher Betroffener einer gewissen Risikohysterie. Jeder Raucher ist im Alltag mit moralischer Empörung konfrontiert. Es heißt: Ich vergifte meine Nächsten. Dabei gefährdet die Atomkraft unsere Gesundheit weitaus stärker.

Ich meine, dass die Risikohysterie gegen Raucher eine Kehrseite der Banalisierung der Atomenergie ist. Wir schaffen selektive Alibizonen, in den wir ganz radikal sind. Und wir verlieren dabei den Sinn für die Proportionen. Das ist mein Verdacht.

Reinecke: Dennoch bleibt die Frage: Warum ist in Deutschland der Atomausstieg gelungen? Warum in Japan nicht? Wieso gibt es ausgerechnet in Japan so ein unverständliches, naives Vertrauen in die Kernenergie?

Pflugbeil: Gegen Ende der 1950er-Jahre wurde in Hiroshima das Atombomben-Museum eröffnet. Im Erdgeschoss des Museums befand sich eine Propaganda-Ausstellung für amerikanische Kernkraftwerke. Die Vereinigten Staaten haben von Beginn an mit großem finanziellem Aufwand das Projekt betrieben, den Menschen einzureden, dass die Kernenergie eine saubere und billige Technik und eine Wiedergutmachung für Hiroshima und Nagasaki wäre.

Der Gedanke, Atomkraftwerke als Entschädigung für Hiroshima zu sehen, ist nicht zufällig entstanden. Er ist bewusst in die Welt gesetzt worden. Eine ähnliche Entwicklung gab es in Deutschland nicht.

Muschg: Ich habe den Eindruck, dass viele Japaner stolz darauf sind, aus dem Schlimmsten das Beste gemacht zu haben. Es gibt in Japan Atommeiler mit buddhistischen Aufschriften. Atommeiler werden theologisch aufgeladen. Wir sehen, dass es nicht allein um amerikanische Wirtschaftsinteressen geht, sondern auch um eine kollektive Katharsis.

In der Freud'schen Traumdeutung sind Angstträume und Wunschträume ja zwei Seiten der gleichen Medaille. Die eine Seite ist mit Zensur belegt, die andere nicht. Mir scheint, dass es sich so ähnlich mit dem Verhältnis Japans zur Atomenergie verhält: Im Nachkriegs-Japan galt die Kernenergie als ein Versprechen von Licht und Zukunft. Japans Aufstieg zu einer führenden Industrienation war gekoppelt an die Nutzung der Kernenergie. Die Verkopplung aufzubrechen, das ist heikel.

Reinecke: Die japanische Gesellschaft hat das Trauma von Hiroshima und Nagasaki in einem Fortschrittsversprechen aufgehoben. Es ist verwunderlich, dass die Erfahrung der Katastrophe so völlig abgespalten wurde.

Muschg: Die Verarbeitung der Katastrophen von 1945 war tatsächlich gespalten. Nach Hiroshima und nach Nagasaki entwickelten sich zwei völlig unterschiedliche Katastrophenkulturen. Hiroshima versteht sich als Stadt der Katastrophe. In Nagasaki, wo die Plutonium-Bombe fiel, ist das viel weniger der Fall. Das ist schwer zu verstehen, weil die Zündung der Bombe über Nagasaki durch nichts zu rechtfertigen war. Sie diente der Drohung an die Sowjetunion und als technisches Versuchsfeld.

Das Verhältnis der Gesellschaft zu den Opfern von Nagasaki und Hiroshima war immer sehr ambivalent. Diejenigen, die genetische Schäden davongetragen haben, redeten nicht darüber. Die Opfer schwiegen, so gut es ging. Der Bürgermeister von Hiroshima spielt die Opferrolle stellvertretend für die ganze Nation.

Die Japaner haben von all dem nie ein Aufhebens gemacht. Sie hegen die stille Erwartung, dass sich irgendein US-Präsident doch noch für 1945 entschuldigen wird. Aber das wird nicht passieren. Und die Japaner entschuldigen auch das Nicht-Entschuldigen.

Pflugbeil: Aber da bewegt sich etwas. Die japanischen Opferverbände, die Hibakushas, haben sich jahrelang geweigert, mit Opfern des Uranbergbaus oder der Atomunfälle etwas zu tun zu haben. Das war bei internationalen Konferenzen, bei denen es um Strahlenopfer ging, oft ein echtes Problem. Die Hibakushas verstanden sich als eine Art Hochadel der Strahlenopfer. Aber sie beginnen seit Fukushima, sich auch kritisch über Kernkraftwerke zu äußern.

Reinecke: Herr Pflugbeil, wenn Sie die Katastrophen von Tschernobyl und Fukushima vergleichen, sehen Sie ähnliche Muster in den Reaktionen?

Pflugbeil: Zunächst muss ich sagen, dass beide Katastrophen sich in technischer Hinsicht unterscheiden. In Tschernobyl explodierte ein Reaktor. Das radioaktive Material wurde hoch empor geschleudert. Es verbreitete sich auf der nördlichen Halbkugel. In Fukushima gab es wahrscheinlich keine Kernexplosion wie in Tschernobyl, aber es geriet viel mehr radioaktives Material außer Kontrolle. Dazu kommt das Problem, dass Japan viel dichter besiedelt ist als Weißrussland und die Ukraine.

Wenn wir die Reaktionen vergleichen, finden wir viele Gemeinsamkeiten. In beiden Fällen ist beispielsweise gelogen worden. In Tschernobyl haben die Behörden versucht, die Katastrophe zu vertuschen. Das wäre ihnen auch gelungen, wenn die Schweden nicht gewesen wären. In Japan führte Tepco die Öffentlichkeit an der Nase herum.

Wir beobachten nach Fukushima krasse Fälle von Verleugnung. Es gibt etwa einen Medizinprofessor aus Nagasaki, Herrn Shunichi Yamashita, der mit seiner Familie nach Fukushima gezogen ist, um den Bewohnern einzureden, dass es keinen Grund gibt, von dort weg zu ziehen. Die Propaganda, aus Solidarität Nahrungsmittel aus Fukushima zu kaufen, gehört auch dazu.

Reinecke: Gab es das nach Tschernobyl auch?

Pflugbeil: Ja. Es wurden radioaktiv belastete Nahrungsmittel aus der Region Tschernobyl in von

der Strahlenkatastrophe nicht betroffene Landesteile gebracht und umgekehrt. Das war ein zynischer Lastenausgleich. Und es führte dazu, dass Strahlenschäden später kaum feststellbar waren.

Eine weitere Analogie sehen wir noch in der Verwendung des Begriffs der Radiophobie. Der sowjetische Geheimdienst und der erwähnte japanische Medizinprofessors haben ihn benutzt. Radiophobie heißt, dass die Leute nicht wegen der Strahlenbelastung krank werden, sondern weil sie eine hysterische Angst vor Strahlenbelastung entwickeln. Die These lautet, dass nicht die Strahlung, sondern die Angst vor der Strahlung wuchernde Geschwüre verursacht.

Reinecke: Herr Pflugbeil, gibt es belastbare Zahlen, wie viele Menschen infolge des Unfalls 1986 gestorben sind?

Pflugbeil: Das höchste internationale Strahlenschutz-Gremium, UNSCEAR, veröffentlichte in diesem Jahr einen Bericht. Danach starben nach Tschernobyl 27 Menschen. Darüber hinaus sollen 6000 Kinder an Schilddrüsenkrebs erkrankt sein, von denen 18 gestorben sind. Der Bericht behauptet, dass es für weitere Gesundheitsschäden keine Belege gebe.

Als der Bericht öffentlich wurde, fand in Berlin eine Konferenz zum Thema statt. Die russischen, weißrussischen, ukrainischen Ärzte und Kinderärzte, die teilweise ihr ganzes Leben damit zugebracht haben, sich den Strahlenopfern zu widmen, waren außer sich. Die sind angesichts solcher Ignoranz blau angelaufen vor Wut.

Reinecke: Welche Zahlen halten Sie denn für realistisch?

Pflugbeil: Die Internationale Atomenergie-Agentur veranstaltete 1986 eine Konferenz in Wien. Die Russen erzählten dort, was passiert war, wie hoch die Strahlenbelastung war, wie viele Leute betroffen waren. Mithilfe dieser Angaben können wir überschlagen, wie viele Tote es gegeben hat.

Wir müssen von einer hohen sechsstelligen Zahl ausgehen. Dazu gehören rund 250.000 Tote, rund 250.000 Krebskranke und weitere Opfer, die nicht an Krebs gestorben sind. Des Weiteren kommen die Opfer mit nicht-karzinogenen Erkrankungen hinzu.

Ich habe einige Liquidatoren besucht, die den Reaktor in Tschernobyl aufgeräumt haben. Diese lagen zu Hause, faulten vor sich hin und hatten Krankheiten, die in keinem Lehrbuch stehen. Sie tauchen in keiner Statistik auf.

Reinecke: Mit welchen Zahlen müssen wir nach Fukushima rechnen?

Pflugbeil: Es ist zu früh, darüber etwas Substantielles zu sagen.

Reinecke: Das Reden über die Atomkraft hat sich seit den 1980er-Jahren verändert. Die kultur- und zivilisationskritische Lesart ist in den Hintergrund getreten. Heute dominiert ein technischer Zugriff. Es wird eher gefragt, wie eine Gesellschaft ihre Energieversorgung ohne Atomstrom organisiert.

Muschg: Ich traue der These nicht, dass wir uns auf einen rationalen Diskurs zubewegen. Ist es wirklich so, dass ein Reden über alternative Technologien die Atomenergie in der öffentlichen Meinung diskreditiert?

Schauen Sie nach Frankreich. Dort spielt die Atomenergie eine zentrale Rolle bei der Stromversorgung. Ein Ende ist nicht absehbar. Schauen Sie nach Russland. Dort träumt man von schwim-

menden Atomkraftwerken, die um ein Vielfaches riskanter sind als der Reaktor von Tschernobyl. Offenbar ist der Lerneffekt nach Katastrophen doch äußerst gering.

Pflugbeil: Ich teile das Misstrauen nur zum Teil. Deutschland hat 2011 beschlossen, dass es endgültig aus der Atomenergie aussteigen wird. Es gibt Indizien, dass dies ernst gemeint ist. Die Energie-Konzerne entlassen Mitarbeiter. Siemens baut keine Atommeiler mehr, auch wenn es noch Turbinen für Atomkraftwerke im Ausland baut.

Mich macht es aber skeptisch, dass es kein brauchbares Konzept für eine Stromversorgung ohne Atomstrom gibt. Die Energie-Konzerne drohen bereits damit, dass die Strom-Preise steigen werden oder es Versorgungsengpässe geben wird. Der Ausstieg ist also noch nicht geschafft.

Reinecke: Ich möchte zum Abschluss zwei Zahlen beisteuern, die vielleicht zeigen, dass ein Lernprozess in Bezug auf die Atomenergie möglich ist: Der Anteil der Atomkraft an der Stromerzeugung beträgt weltweit 13 Prozent. Dieser Anteil ist in den letzten vier Jahren stetig gesunken. Herr Muschg, Herr Pflugbeil, vielen Dank für das Gespräch.

Das Gespräch moderierte Stefan Reinecke.